

Aber der Reichstag wird diese Entscheidung, die er heute oder morgen zu treffen hat, hoffentlich nicht schwerer nehmen, als sie es verdient. Im Grunde handelt es sich doch nur um eine Etikettenfrage, und mit solchen Angelegenheiten sollte man sich gerade im jetzigen Augenblick noch weniger aufhalten als sonst.

Der Ausweg gefunden?

Sorben wird in den Wandelgängen des Reichstages eine neue Lesart laut. Danach sollen die Sozialdemokraten die erste Vizepräsidentenstelle nicht fordern, sondern sich mit einer Beteiligung an dem Präsidium begnügen wollen. Es verlautet nun, daß nunmehr die beiden bisherigen Vizepräsidenten ihre Posten behalten und Abgeordneter Scheidemann zum dritten Vizepräsidenten gewählt werden würde, wenn nicht vorgesehn werden sollte, die drei Vizepräsidenten gleichzustellen, so daß von einem „ersten“ bis „dritten“ nicht die Rede sein würde.

Deutscher Reichstag.

(167. Sitzung.) **OB. Berlin, 5. Juni.**
Unter den Eingängen befindet sich der Friedensvertrag mit Rumänien. Auf der Tagesordnung des ziemlich aufgeschobenen Tages steht die

Erhöhung der Bezüge für die Reichstagsmitglieder.
Die Entschädigung soll mit Rücksicht auf die Lebensverhältnisse von 3000 Mark auf 5000 Mark jährlich erhöht werden. Ferner wird den Reichstagsabgeordneten die Freifahrt auf allen deutschen Bahnen für die ganze Legislaturperiode gewährt.

Abg. Dove (Sp.) bringt die Frage einer Aufwandsentschädigung für den Reichstagspräsidenten zur Sprache. Der Präsident soll recht häufig in persönlicher Verbindung mit Mitgliedern des Hauses und des Bundesrats auch außerhalb seines Amtes kommen und bei Besuchen von Vertretern der Parlamente muß ihm die Möglichkeit gegeben sein, den Reichstag in würdiger Weise zu vertreten. Die bisherigen Präsidenten haben diese Kosten aus eigenen Mitteln bestreitet. Das bedingt aber, daß der Reichstagspräsident über Vermögen verfügt. Dieses Erfordernis würde auch eine Beschränkung bei der Auswahl geeigneter Persönlichkeiten bedeuten. Steht da der Volke nahe, wäre der geeignete Augenblick, diese Sache zu regeln.

Abg. Westphal (Sp.) spricht gegen den Vorschlag. Wir wünschen nicht, daß der ehrenamtliche Charakter des hohen Amtes des Reichstagspräsidenten geschwächt wird und haben auch Bedenken, dem Präsidenten als solchen Repräsentationspflichten zu übertragen.

Staatssekretär Wallraf: Die Reichsregierung hat zu der Anregung noch nicht Stellung nehmen können, wird aber über dem Gedanken impatibisch gegenüberstehen.

Die Vorlage zur Erhöhung der Bezüge für die Mitglieder des Hauses wird in allen drei Lesungen einstimmig angenommen. Fortgesetzt wird sodann die Aussprache über

Zensur und Belagerungszustand.

Abg. Gothein (Sp.) Die Verhältnisse sind schlichter statt besser geworden. Rein politische Fragen werden der militärischen Zensur unterworfen. Am parteilichsten verfährt die Zensur des Admiralsstabes, die alles unterdrückt, was gegen die Zensur nicht gefallen könnte. Graf Reventlow kann schreiben, was er will, wer ihm antwortet will, wird mundtot gemacht. Der verhängnisvolle Belagerungszustand für die deutschen Verfassungen müßte nach dem Frieden mit Rußland aufgehoben werden. Die Behörden der Alldeutschen läßt die Zensur durch, sie erlaubt diesen Leuten, den leitenden Männern Landesparlament und der Reichstagsmehrheit Treubruch vorzuwerfen. Beschwerden werden ohne Grund abgewiesen; was hat da das Beschwerderecht noch für einen Zweck? Am schlimmsten haben die Friedensfreunde zu leiden, man verbietet ihnen sogar private Zusammenkünfte. Überall macht sich die Bevorgung der Eroberungspolitik breit. Am offenbarsten tut sich die Bevorgung der Vaterlandspartei in Estlin unter dem Regiment des Herrn v. Beringhoff kund, die ganz offen wahlische Versammlungen abhalten darf, während anderen Parteien Versammlungen unmöglich gemacht werden. Der Redner geht ausführlich auf weitere Einzelfälle ein.

General v. Weisberg: Die Vorwürfe sind zum Teil unbegründet, zum Teil übertrieben. In den beiden Monaten Dezember 1917 und Januar 1918 haben in Preußen 8011 Versammlungen stattgefunden und nur 99 sind verboten worden. (Hört, hört rechts.) Von den abgehaltenen Versammlungen entfielen auf die Vaterlandspartei 849, von den Verboten 14, während die Gewerkschaften 2749 Versammlungen abhielten und nur 19 Verbote bekamen. (Hört, hört rechts.) Diese Zahlen sprechen für sich. Das Fehler und Ungerechtigkeiten vorzukommen, ist ganz klar. Der Redner widerlegt dann die wichtigsten von den Vorrednern vorgebrachten Einzelfälle.

Oberleutnant van den Berg: erwidert auf vorerwähnte Einzelheiten. Eine Entgegnung auf eine Beschwerde des Stahlwerksverbandes soll verboten sein, dem Reichsverband, ist hiervon nichts bekannt. Nachrichten über das Verbot von Kriegsgefangenen sind nicht verboten. Die Verbotung des Kontakts der Friedensgesellschaft ist verboten worden.

Die Frau mit den Karfunkelsteinen

Roman von E. Macke

74

Sie hatte sich weggedreht und zog und ordnete an den verschobenen Kästen der nächsten Portiere. „Ich weiß mir nichts Besseres, als mit dem Großpapa zusammen zu sein,“ antwortete sie, ohne sich umzusehen. „Aber mein kleiner Bruder hat jetzt auch Ansprüche an mich, und ob der Großpapa sich an das Kind so schnell gewöhnen wird, um es neben mir in seiner Nähe zu dulden, das steht doch sehr in Frage. Ich muß dann meine Zeit zwischen ihnen teilen.“

„Ganz recht,“ gab er zu. „Und die Sache hat auch noch eine Seite, die beleuchtet sein will. Nichts ist natürlicher, als daß sich die Jugend zur Jugend gesellt; wir zwei alte Leute — mein guter Papa und ich — können mithin nicht von dir verlangen, daß du dich für uns allein aufopferst. Aber — lasse mit dir handeln — dann und wann ein Abendplauderstündchen, willst du?“

Er bemerkte ihren bestreuten Blick. „Ja, es liegt heute noch vieles vor mir,“ sagte er erklärend. „Zunächst habe ich die Aufgabe, meinem Vater Mitteilung von dem Umsturz der Verhältnisse in eurer Familie zu machen, und dann — er ärgerte einen Moment, dann sagte er um so rascher hinzu: „Du bist die erste, die es erfährt, selbst meine Mutter weiß es noch nicht — dann gehe ich nach dem Prinzenhofe zur Verlobung.“

Sie wurde schneeweiß über das ganze Gesicht, und ihre Rechte hob sich unwillkürlich nach dem Herzen. „Dann darf ich dir ja wohl jetzt schon Glück wünschen,“ sammelte sie tonlos.

„Noch nicht, Margarete,“ meinte er ab, und auf in seinen Zügen malte sich plötzlich eine tiefe innere Bewegung; aber er unterdrückte sie rasch. „Heute abend wenn ich nach Dambach komme, um von da nach der

weil damit politische Propaganda verbunden wurde. (167. Sitzung bei den Sp.)

Abg. v. Graefe (Sp.): Wir sollten uns jetzt, wo unsere Ähren im Weltgeltung machen, nicht mit solchen Kleinlichkeiten belassen. In der Zensurfreiheit ist manches besser geworden, und wir teilen den Wunsch, daß die Versammlungen in weitestem Maße gestattet werden. Wenn wir größere Freiheit haben wollen, dann kann man das nicht von einer Partei allein verlangen. Ich verstehe die mimotone Empfindlichkeit des Abg. Gothein nicht, der hier eine ganze Deporelliste von Anklagen über die bösen Alldeutschen vorgebracht hat. Das Berliner Tageblatt schreibt von irrigen und verurteilenden Behauptungen der Alldeutschen. Die Art, wie Sie von der Linken heute die Freiheit gefordert, was Sie unter demokratischer Freiheit verstehen.

Vizepräsident Dr. Baasche schlägt nunmehr Vertagung vor, da beide Vizepräsidenten zu einer Besprechung mit dem Reichskanzler eingeladen worden seien. Der Vertagungsantrag wird angenommen.

Welterberatung morgen. (Präsidentenwahl)

Vom Tage.

Irlands Haß gegen England.

„Es ist selbstverständlich,“ schreibt die Amsterdamer Zeitung „Het Nieuws van den Dag“ vom 22. Mai, Morgenausgabe, „daß die Iren, die als ungefähr einziges, was England ihnen gelassen hat, den Haß gegen alles, was englisch ist, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben, sich heftig dagegen auflehnen, daß England seine Hand auf die besten Kräfte des Volkes legen und die Dienstpflicht auf Irland ausdehnen will. Allerdings hat der englische Premierminister zugesagt, daß die Einführung der Homerule vorangehen soll. Aber die Iren sehen ihre Forderung einer Selbstverwaltung einfach als ihr Recht an. Sie sind ein selbständiges Volk. Sie verlangen als solches angesehen zu werden. Sie verlangen die ihnen zustehende Freiheit. Aber sie wollen sie nicht dadurch erkaufen, daß sie Soldaten an England geben. Ich will die Blüte der irischen Jugend,“ sagt Lloyd George, „und ich werde Irland Homerule geben.“ Aber die Iren verlangen ihre Selbstverwaltung bedingungslos. Welchen Grund hätten außerdem die Iren, um für England gegen Deutschland zu kämpfen? Sie glauben nicht an Englands Aufrichtigkeit, was die Lösung der Selbstbestimmung der Völker angeht, und das ist vom irischen Standpunkt aus sehr begründet. Sie hassen die Engländer, aber sie hassen die Deutschen nicht.“

Wie's gemacht wird.

Ein englischer Fabrikant, der mit einer Ungarin verheiratet ist, befand sich bei Kriegsausbruch auf seinem ungarischen Besitz, durfte sich dort frei bewegen und mußte sich nur zweimal wöchentlich auf dem Polizeiviertel melden. — Vor kurzem ist er aus Oesterreich-Ungarn entlassen worden und nach der Schweiz (Zürich) übergesiedelt. — Auf dem Konsulat ist er über die Behandlung in Oesterreich ausgefragt worden, und als er nur Gutes berichten konnte, hat man ihn gewarnt, mit diesen Aussagen vorsichtig zu sein, weil er sonst keine Erlaubnis zur Heimreise erhalten und sich der Gefahr aussetzen würde, als Spion behandelt zu werden. Dasselbe wurde ihm in Bern gesagt.

Die deutsche Ueberlegenheit in der Luft.

Amerikanische Zeitungen aus den Anfangstagen der großen Offensive, die jetzt eintreffen, bringen in ihren Berichten über die Verhandlungen der Senatskommissionen für Militärangelegenheiten vom 25. März bemerkenswerte Feststellungen. „Chicago Daily Tribune“ schreibt vom 26. März: „Nach General Wood haben die deutschen Flieger die volle Luftüberlegenheit über den amerikanischen Abschnitt. In einzelnen Fällen sind sie so tief geflogen, daß die amerikanischen Truppen mit Revolvern auf sie schossen. General Wood gab auch der Ansicht Ausdruck, daß die fremden Kampfflugzeugmotore leistungsfähiger sind als der Libertymotor.“ Laut „New York Times“ vom gleichen Tage gestand General Wood, „daß Frankreich und England enttäuscht sind über die Langsamkeit der amerikanischen Kriegsvorbereitungen, da sie geplant hatten, daß die Vereinigten Staaten, wenn sie einmal im Kriege seien, mehr Kraft zeigen würden.“

3000 qkm in einer Woche.

Berlin, 5. Juni (wtb.) In einer Woche besetzten die Deutschen während der Schlacht zwischen Risse und

Marne über 3000 Quadratkilometer feindlichen, teils fruchtbarsten Bodens mit zahlreichen Wäldern, Obst- und Weinbergen. Über 200 Dörfern, darunter 15 Städte mit mehr als 1000 Einwohnern, fielen in deutsche Hand. In mehreren ist nur ein Teil der Bevölkerung zurückgeblieben. Der Rest von rund 75000 Seelen hat seine Wohnstätten verlassen und ist über die Marne gestoben. Diese Flüchtlinge fallen der französischen Regierung zur Last, die sie unterbringen und verpflegen muß.

Die Flucht aus Paris und Umgebung.

Berlin, 5. Juni (wtb.) Nach Pariser Meldungen werden Meaux und Laonville von den Behörden und der bürgerlichen Bevölkerung geräumt. In Paris fallen jetzt täglich 35 bis 40 Granaten ein gegen 10 bei der ersten Fernbeschussung. Aus Paris sind nach dem Escoto, wie die Kriegszeitung meldet, 12000 Familien ausgewandert.

Weltfriedensträume einst und jetzt!

Von Dr. R. Mikschke.

Der Gedanke an den Frieden ist in diesen grauen Stürmen des Krieges so schön, daß viele ihn gar nicht zu denken wagen. In Frankreich wird man heute sogar dafür bestraft, vom Frieden zu sprechen. Und doch — vor wenig Jahren sprach man noch allgemein vom ewigen Frieden als von einer Sache, die durchaus nicht unmöglich erschien. Wie lange ist es her, daß selbst der Czar Nikolaus II. der Welt die Abrüstung und den ewigen Frieden vorschlug. Am 24. August werden es zwanzig Jahre!

Man möchte meinen, die Sehnsucht nach dem ewigen Frieden ist so alt wie der Krieg. In den Phantasien der alten Völker wird von einem goldenen Zeitalter geschwärmt, das nun vor vergangen sei; es war die Zeit des Friedens, der a gemeinen Glückseligkeit. Ein so kriegerisches Volk wie die Römer war stolz auf seine pax Romana, den „römischen Frieden“, dessen alle Völker innerhalb der Grenzen des römischen Weltreichs teilhaftig war, d. h. alle Rom untertanen Völker. Paavo nannte der Römer es, wenn er ein neues Volk an seinen Grenzen unterwarf; er brachte es zum Frieden, er brachte ihm den Frieden. Zu Rom stand der Janusstempel, dessen Türen geschlossen wurden, wenn einmal im ganzen großen römischen Reich und an allen Grenzen Friede herrschte. Es kam selten vor!

Zur christlichen Zeit verkindigten die Bischöfe, zum ersten Male 1031 zu Genua, und dann später auf vielen Kirchenversammlungen den „Gottesfrieden“, und doch gab es keine blutigere Zeit, die unsere vielleicht ausgenommen. Nach König Heinrich IV. von Frankreich, der den dreißigjährigen Krieg voranschickte, plante ein Unternehmen, um der Welt den Frieden für immer zu erhalten. Er, oder vielleicht war es sein Minister Sully, der die Idee zuerst hatte, jedenfalls bestand die Absicht, durch einen Bund der mächtigsten Staaten den Frieden der Welt zu erhalten. Ähnliches hören wir ja jetzt auch noch manchmal.

Nach radikaler sahte Napoleon I. die Lösung der Aufgabe an. Der Schladenschlacht die Vereitigung aller Schwierigkeiten in der Weltmonarchie. Wenn alle Völker sich unter ein Zepher beugten, natürlich unter das seine, wenn es also eigentlich keine Völker mehr gäbe, oder bloß noch eins, was dasselbe wäre, so wäre ja gar kein Anlaß zum Streit mehr. Eine etwas naive Auffassung vom Wesen der Völker hatte der Kaiser. Heute leben wir gerade ein großes Reich auseinanderfallen, dessen verschiedene Völker lange unter einer Herrschaft vereint waren; sie sind froh, daß diese Art Frieden vorbei ist.

Eine der schönsten Schriften für den ewigen Frieden verdanken wir dem großen Philosophen Kant, sie wird jetzt noch von allen Friedensfreunden hochgeschätzt und gern gelesen. Ein anderer bedeutender Philosoph derselben Zeit schrieb damals ein Buch vom gerechten Kriege und hielt die Reden an die deutsche Nation, Fichte. Also auch in dieser Frage sind die Philosophen gespalten. Interessant ist immerhin, was Kant als Vorbedingung für den ewigen Frieden forderte. Jeder Staat sollte entweder eine Republik sein oder eine Volksherrschaft haben; wenn die Bürger selbst über Krieg und Frieden beschließen, so würden sie sich wohl hüten, das Schwert zu ziehen, denn sie müßten ja all das Unheil selbst tragen. Kant also sah die Ursache der Kriege in dem Haber der absoluten Monarchen seiner Zeit, nach dem Wort des alten Virgil: Sonten sich die Könige, haben die Völker es auszubaden! Nun haben wir inzwischen überall Verfassungen bekommen, überall redet das Volk wenigstens mit, und doch tobt der größte Krieg, den je die Erde sah. Freilich könnte man sagen: man hat die Völker nicht befragt, die Einrichtungen sind vielleicht nicht freiheitlich genug — aber das freie Amerika hatte es

Stadt zurückzuführen, sollst du Gelegenheit haben, „den Onkel“ glücklich zu sehen.“

Er winkte mit der Hand nach ihr zurück und ging zügigen Schrittes hinaus. Bald darauf sah sie ihn über den Markt reiten.

Sie blieb bewegungslos am Fenster stehen. Die dampfhaft verschütteten Hände fest auf die Brust gedrückt, starrte sie in das Stück Himmel hinein, das sich heute durch einen schmutzig grauen Wolkendunst geläutert, über den weiten Marktplatz spannte. Wohl durchkreuzte das Blut in wilder Wallung ihre Adern und doch fühlte sie sich tödlich matt, als sei sie mit einem Streich zu Boden gestreckt worden.

Ja, dahin war sie gekommen! Vor wenigen Monaten war ihr die Welt noch so eng gewesen, himmelstürmend in Liebesmut, Jugendlust und Freiheitsdrang hatte sie jede Fessel verlastet, und heute herrschte in dem armseligen blickigen Gestrüch ein einziger Gedanke, und ihre arme Seele wand sich ängstlich hilflos am Boden, zur stillen Freude all derer, die gern am Boden kriechen, die solche Seelen hassen und verfolgen.

Aber mußte denn die Welt um die Wunden wissen, die ihr in Kopf und Herzen brannten? Gingen nicht viele durchs Leben und nahmen Geheimnisse mit ins Grab, um die kein Mitlebender gewußt hatte?

Später kam sie in die Bohnstube herunter und rüstete sich zur Fahrt nach Dambach. Tante Sophie schalt, daß sie den Koffer sehen lasse und den Koffer nicht anrühre, den die zertrümmerte Farbe heute morgen einzig und allein für sie gedankt hätte; allein das junge Mädchen hörte kaum, was sie sagte. Sie knüpfte schweigend die Hutbänder unter dem Kinn; dann legte sie den Arm um Tante Sophies Hals — und da überkam sie plötzlich der tiefe, sehnsüchtige Wunsch, hier wie sonst, Bußflucht zu suchen und in das Ohr der Tante alles zu flüstern, was ihr Inneres durchstobte — aber nein, das durfte nicht geschehen! Die Tante durfte nicht den Jammer erleben, sie so unglücklich zu wissen!

Und so schloß sie die Lippen fest und bestieg den Baon.

Drängen, jenseits der Stadt, ließ sie das Glasfenster herunter. Von Süden her kam ein leichter Wind. Und dort zur Rechten flimmerte es, als liege eine Perle in schwach goldigem Glanze zu Füßen der alten Kuchbäume — die ganze Fensterreihe des Prinzenhofes war beleuchtet, die Verlobungstische brannten.

Der Großpapa empfing mit freudigem Zuruf, und bei dem Laute der rauhen Stimme raffte sie sich auf und suchte mit, oft unbefangener seiner Gruß zu erwidern. Aber der alte Herr war heute noch ernster als sonst. Zwischen seinen Brauen lag ein Zug finsterner Grolles. Er rauchte nicht, seine Lieblingspfeife lehnte kalt in der Ecke, und nachdem die Enkelin Hut und Mantel abgelegt, nahm er seine Wandlung durchs Zimmer wieder auf.

„Ja, gest, wer hätte das gedacht, Maikäferchen? tief er plötzlich vor ihr stehen bleibend. „Ein Narr ein verträumtes Schwachkopf ist dein alter Großvater gewesen, daß er die Augen nicht besser aufgemacht hat! Nun kommt das wie ein plötzlicher Hagel schauer aus dem blauen Himmel über einen her, und man steht da wie in den April geschickt, und man die Befehrerung hinnehmen und „Ja und Amen“ dazu sagen, als wenn man's gar nicht anders erwartet hätte.“

Sie schweig und sah zu Boden. „Arme Kleine, wie verstimmt und elend du aussehest!“ sagte er, indem er die Hand auf ihren Scheitel legte und ihr Gesicht der Lampe zuwendete. „Nun, ein Wunder ist's nicht. Schwerezeit noch einmal, das ist mehr als genug, um einen alten Kerl wie mich außer Stand und Band zu bringen! Und du verbeißt es und trägst es still und tapfer! ... Herbert sagt, wie ein Mann, ein braver, mutiger Kamerad, habest du neben ihm gekämpft.“

(Fortsetzung folgt)